

Römerstellen haftete Spuk und Gespensterglaube an. Schatzgräber suchten nach Verborgenen und Vergessenem. Eine zweite Sagenwelle läßt sich mit dem Aufkommen der Freimaurer, die ja geistige Beziehungen zu den Templern postulierten, gegen Ende des 18. Jahrhunderts erkennen; sie kommt allerdings für Mauer nicht mehr in Betracht. Wer nach Mauer gelangen will, kann dies mit dem Auto leicht bewerkstelligen: die Straße Münchin-

gen-Schöckingen führt unmittelbar daran vorbei. Schöner ist es, nach dort zu wandern, sei es von Ditzingen aus über den Maurener Berg, sei es von der Nippenburg her über die Hochfläche. Auf längere Wanderungen «geeichte» Wanderer nehmen Mauer vom Glemstal aus mit, wobei der Abstecher vom Albvereinswanderweg eine willkommene Befreiung von oft recht stickiger Abwasserluft bedeutet.

Eine Pestepidemie in der Herrschaft Hohenlohe-Langenburg

Gerhard Taddey

Der Dreißigjährige Krieg, von dem der deutsche Südwesten vor allem nach dem Scheinfrieden von 1629 nicht verschont blieb, kostete ungezählten Einwohnern das Leben. Der Tod kam im Getümmel der Schlachten, in Überfällen marodierender Söldner aller Parteien, in Hunger und Entbehrung. Für die nicht am Kriegshandwerk direkt Beteiligten kam er vor allem als verheerende Seuche, die nur teilweise zu Recht als Pest bezeichnet wird. Die Kirchenbücher nennen erschreckende Verlustziffern in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Über die nackten Zahlen hinaus wird dort in aller Regel wenig über die Leiden der Menschen und ihre Existenz im Angesicht des von allen Seiten drohenden Senzenmannes berichtet.

Fast ist es ein Zufall, daß in einem unscheinbaren unverzeichneten Faszikel des Langenburger Archivs Schriftzeugnisse erhalten geblieben sind, die eine Ahnung von diesen schrecklichen Zeiten vermitteln können – Zeiten, vor denen uns eine hoch-, vielleicht schon zu hoch entwickelte medizinische und technische Erfahrung kombiniert mit Organisations- und Verwaltungserfahrung schützen kann, wie wir wohl alle hoffen.

Am Matthäustag 1633 schrieb der Pfarrer Drechsler aus Bächlingen seinem lieben Gevatter, dem Stadtvogt Johann Hohebuch zu Langenburg, einen hastigen Brief. Er wollte in Eile berichten, daß der gestrigen Tags abgegangene gnädige Befehl bei den Nesselbachern *ganz nichts operiert*. Sie hätten sich nicht nur unter die anderen in der Kirche gemengt und ihre üblichen Sitze eingenommen, sondern selbst aus drei infizierten Häusern seien Leute in der Kirche gewesen. Neue Ansteckungen seien nicht bekannt, *Gott wende solche Plag von ihnen gnädig ab und helfe den Infizierten*.

Was war geschehen?

Am 19. August 1633 ging von der Regierung

Langenburg ein Befehl an sämtliche Amtsdienere, Maßnahmen gegen eine sich ausbreitende Seuche zu treffen, Wachen aufzustellen, keine Fremden zu beherbergen und alle erdenkliche Vorsicht walten zu lassen. Anlaß war der Bericht des Döttinger Vogtes, der sich über die Unvernunft seiner Amtsuntertanen beklagte. Sie gingen heimlich in die infizierten Häuser, *stecken einander an und verhebens hernacher, bis sie bald die Leich aus dem Haus tragen müssen, dadurch es dann je langer je weiter einreißet und bereits in das fünfte Haus kommen*. Kinder sahen es als ihre Christenpflicht an, den Eltern in der Not beizustehen und umgekehrt. Der Amtmann selbst bat darum, seine Familie auf das abgelegene Schloß Tierberg bringen zu dürfen, falls die Seuche sich weiter ausbreitete. Angst machte sich unter den Gesunden breit.

Die Seuche war etwa gleichzeitig auch in Nesselbach ausgebrochen, und es war nur logisch, daß man diesen Ort isolieren wollte. Alle Maßnahmen trafen jedoch auf den Unverstand der Untertanen, die nicht merkten, nicht merken wollten, welches Risiko sie eingingen. Sie empfanden die angeordnete Wachpflicht als eine neue Belastung. Die Bächlinger erlaubten etwa zwei Nesselbachern, in die Mühle zu gehen. Des Steinbauern *Mädlin so mit der Krankheit infiziert und am Fuß damit behaftet sein soll*, lief frei herum. Die Bächlinger Metzger holten Schafe aus Nesselbach und verkauften sie in Langenburg. Die Angst breitete sich trotzdem weiter aus. Die Leute drängten zur Kirche, mehr als in gesunden Tagen. So schlug Pfarrer Drechsler vor, die Sonntags- und Freitagspredigt ausfallen zu lassen: *und ist genug, wenn sie nur den Leichenpredigten fleißig beiwohnen, deren sie bishero wöchentlich etliche hören können*.

Über die Art der Erkrankung war nichts zu ermitteln, denn direkte medizinische Ratschläge wurden nicht erteilt. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelte

es sich um die von Flöhen der Ratten auf Menschen übertragene Beulenpest, die eitrig offene Wunden verursachte, im Gegensatz zur tödlichen Lungenpest aber im Prinzip heilbar war.

Die Regierung beschloß, energische Vorsorgemaßnahmen zu treffen, als weitere Katastrophenmeldungen einliefen. Man war sich klar darüber, daß der persönliche Kontakt, Menschenansammlungen jeder Art die Ausbreitung der Epidemie begünstigten. Hier setzten die Abwehrmaßnahmen ein.

Den Einwohnern von Jungholzhausen wurde verboten, in ihre Pfarrkirche, die Döttinger Kirche, zu gehen. Statt dessen sollten sie die Predigt im noch seuchenfreien Orlach besuchen. Kein Döttinger sollte in einem Nachbardorf in ein Haus gehen oder bei notwendiger Durchreise sich einmal für kurze Zeit auf der Gasse zu einem Gespräch aufhalten. Was aber tun, wenn ein Döttinger sich nicht daran hielt? Er sollte von denen, die es bemerkten *mit ernstlichen Worten zum Fortgehen erinnert werden*. War das fruchtlos, so sollte den Gefährdeten erlaubt sein, die Unbotmäßigen *mit Stecken oder andern Mitteln – jedoch ohne Exzeß fortzutreiben*.

Im von der Seuche befallenen Ort selbst sollten die infizierten Häuser von dazu vom Vogt bestimmten Personen, meistens unbegüterten Armen, mit Holz, Wasser, Arznei, Essen, Trinken und anderer Notdurft versorgt werden. Dafür erhielten sie einen Gulden pro Woche, der auf die Steuerzahler umgelegt wurde. Auf keinen Fall sollte ein Verstorbener entkleidet werden, *weil der tote Leichnam hierdurch sehr bewegt und Gift mit höchster Gefahr der gegenwärtigen Lebenden aus dem Leib geht. Das Leilach, darauf er verschieden, soll nur um ihn geschlagen und er damit in den Totensarg gelegt werden*. Der Schreiner sollte stets einige Bahren auf Vorrat fertigen, damit die Pestopfer nicht lange auf dem Bett oder dem Stroh lagen. Die Toten wurden einen Schuh tiefer als gewöhnlich und nicht in der Nähe der Kirchentür bestattet. Starb ein Mensch, so mußten die im gleichen Hause Wohnenden eine vierwöchige Quarantäne in diesem Haus auf sich nehmen, oft ein sicheres Todesurteil. Ließen sie sich auf der Straße blicken, sollten sie notfalls mit Gewalt in die Häuser zurückgetrieben werden dürfen. Auch Gesunde, die ein infiziertes Haus aufsuchten, mußten vier Wochen darin bleiben oder sollten aus dem Dorf geschafft werden. Wütete die Pest zwar schon in Döttingen und Nesselbach, so war Bächlingen noch verschont. Man wollte aber den noch gesunden Nesselbachern den geistlichen Trost nicht völlig entziehen. Sie sollten sonntags am Vormittag in die Bächlinger Kirche gehen, und zwar alle gemeinsam *mit einem Haufen*, die Bächlinger am Nachmittag. Zur Desinfektion sollte

aber vorher ein Wacholderrauch in der Kirche erzeugt werden oder es sollte ein kleines Wacholderfeuer während des ganzen Gottesdienstes in der Kirche brennen. Die Predigt durfte nur kurz sein, es gab keine Gesänge, und danach war der Pfarrer gehalten, schleunigst die Kirche zu verlassen, ebenso die Nesselbacher. Die immer noch übliche Ohrenbeichte wurde eingestellt, statt dessen nur eine offene kumulative Beichte in aller gebotenen Kürze erlaubt.

Auch in Steinkirchen breitete sich die dort sogenannte «Döttinger Krankheit» aus. Dort wies man den Infizierten einen besonderen Brunnen jenseits des Kochers zur Benutzung an, doch auch hier scheiterten die gut überlegten Maßnahmen an der Unvernunft der Kranken und der Gesunden. Der Pfarrer wollte zum Beispiel aus dem Schöpfbrunnen – er war mit seinem stehenden Wasser ein Infektionsherd ersten Ranges – einen Springbrunnen mit fließendem Wasser machen lassen. Das scheiterte daran, daß die Gemeinde das dazu notwendige Geld nicht bewilligte. Der Krieg hatte schon Unkosten genug verursacht – und nun noch diese heimtückische Krankheit.

Trotz aller Vorsorgemaßnahmen starben allein im September 1633 15 Menschen in Nesselbach, zunächst vornehmlich Frauen und Kinder. Bis zum 23. Oktober waren es insgesamt 47. Bächlingen blieb bis dahin verschont, obwohl die Kontaktsperren sehr licherlich beachtet wurden. Natürlich löste jeder unvermutete Todesfall in der Nachbarschaft Erregung aus. War man selber gefährdet oder nicht? Dann wurde es sogar mit Erleichterung aufgenommen, daß die Frau des Totengräbers nicht an der Seuche, sondern wohl infolge von Mißhandlungen durch ihre Tochter gestorben war, die sie in einer häuslichen Auseinandersetzung übel traktiert und mehrfach zu Boden gestoßen hatte. Die Angst vor der Seuche ließ diese Pervertierung des Rechtsbewußtseins hinnehmen. Aber vielleicht suchte man durch Konstruktion einer Todesursache nur das Faktum zu verdrängen, daß die Krankheit sich nicht aufhalten ließ. Am gleichen Tage wurden die Langenburger Stadttore geschlossen und sollten nur noch mit Genehmigung der Regierung für angemeldete Personen geöffnet werden. Auch Bächlingen – wen wundert es – wurde schließlich doch von der Seuche ergriffen. Hier versuchte man, zur Reduzierung des Risikos, einen neuen Totengräber zu finden, der unmittelbar am Friedhof wohnte und gleich nach getaner Arbeit in sein Haus zurückkehren konnte, ohne öffentliche Straßen benutzen zu müssen. Es ging nur ein paar Tage gut. Anfang November wollte er Holz nach Hause bringen. Dabei

stürzte er heftig, vermutlich, weil er von der Seuche erfaßt und sehr geschwächt war. Eine Bächlingerin half ihm ins Haus. Am nächsten Morgen war er wieder auf den Beinen und ließ sein Vieh heraus, gestattete aber der um ihn besorgten Nachbarin nicht, ins Haus zu kommen, weil er sich wieder zu Bett legen wollte. Als der Sohn der Nachbarin ihn abends aufsuchen wollte, bekam er keine Antwort. Die schlimmsten Befürchtungen erfüllten sich, als seine Mutter ins Haus ging. Der Totengräber lag in seinen ältesten Kleidern tot im Bett; *ob er nun an dieser Seuche gestorben, kann ich nicht wissen*, schrieb Pfarrer Drechsler am 7. 11. seinem Gevatter nach Langenburg. Aus Künzelsau kam ebenfalls Nachricht, daß dort die Seuche grassiere. Bürger, Boten und Handwerksleute von dort solle man auf keinen Fall in die Stadt, schon gar nicht ins Langenburger Schloß lassen.

Immer wieder mußte die Herrschaft auf die Einhaltung der Quarantänebestimmungen hinweisen, Erben davon abhalten, Kleider und Bettzeug Verstorbener an sich zu nehmen. Wohl durch die einbrechende Kälte ließ die Intensität der Seuche allmählich vorübergehend nach. Bis zum 11. Dezember starben «nur» noch weitere 17 Personen in Nesselbach.

Die gesamten Opfer dieses Ortes wurden in verschiedene Gruppen eingeteilt, aus der man auf die Anfälligkeit, auf besondere Gefährdung schließen konnte. Insgesamt waren bis dahin 11 alte Männer gestorben, 12 alte Weibspersonen *samt einer, so der Kranken gewartet*, 19 männliche Kinder, 22 Mädchen – gefährdet waren also in erster Linie Kinder und alte Leute. Das Geschlecht spielte keine Rolle.

Die Krankheit war nur eine der schweren Belastungen für die leidende Bevölkerung. Ihr stand man hilfloser gegenüber als den zahlreichen Einquartierungen dieser Zeit. Diese kosteten Geld, die Pest das Leben – und daran hing man selbst in jenen kritischen Tagen, die in verblichenen Akten bruchstückhaft nachvollziehbar sind.

Das Jahr 1634 brachte für Langenburg die Belagerung und Eroberung der Stadt durch kaiserliche Truppen. In all den Sorgen und Nöten, im Kampf um das nackte Überleben verlor die Krankheit an Gewicht für die Menschen. Durch die hin und her vagierenden Truppen war sie völlig außer Kontrolle geraten. Wie sie schließlich endete, ist allenfalls aus detaillierten Untersuchungen der Kirchenbücher zu entnehmen.

Zu Beginn des Jahres 1635 forderte jedenfalls die Langenburger Regierung von allen Pfarrern der Grafschaft genaue Aufstellungen über Geburten und Todesfälle im abgelaufenen Jahr an. Natürlich ging nur ein Teil der Opfer auf Kosten der Pest, aber es war der überwiegende Teil, wenn man von der Angabe von Ingelfingen auf die übrigen Pfarreien schließen darf. Von 241 Verstorbenen dieses Jahres dort waren 163 Pesttote. Ihnen standen lediglich 28 Geburten gegenüber, also ein Geburtendefizit von 213. Auf die Pfarrei Langenburg kamen bei 27 Geburten 90 Todesfälle, vorwiegend in Azenrot. Die Stadt Langenburg verlor trotz der kriegerischen Aktionen wenige Menschen. Hier wirkten sich – unter den Augen der Regierung – die Sicherheitsmaßnahmen zum Vorteil für die Untertanen aus.

In Bächlingen starben 118 Einwohner, dazu 12 Fremde, Bettler, Soldaten, Besucher; 24 Kinder wurden dagegen getauft. In der Pfarrei Döttingen standen nur 12 Geburten 153 Todesfälle gegenüber. Verheerende Bevölkerungsverluste waren in Ruppertshofen zu verzeichnen: 26 Geburten – 312 Tote. Den Gipfelpunkt markieren die Verluste in der Pfarrei Untermünkheim. Hier starben 662 Menschen bei 43 Geburten. So schloß denn auch der Münkheimer Pfarrer Bernhard Hartmann seinen Bericht über die Sterbefälle mit der inständigen Bitte: *Der allmächtige Gott wolle es lassen genug sein und dem Würgengel inhibieren und gebieten, einmal wiederum still zu sein*. Im Gebiet der zur Grafschaft Hohenlohe-Langenburg gehörenden Pfarreien waren in diesem Seuchenjahr 1634 insgesamt 342 Kinder getauft worden. Gestorben waren dagegen 2765 Menschen. Von diesem Aderlaß hatte sich die Grafschaft noch nicht erholt, als eine Generation später ein neues Sterben drohte.

Die Informationen aus Hohenlohe zeigen, daß die Bevölkerungsverluste im Dreißigjährigen Krieg sorgfältig geprüft werden müssen, wenn man zu schlüssigen Aussagen über direkte und indirekte Auswirkungen des Krieges kommen will. Sie zeigen aber darüber hinaus den Kampf ums Überleben, den Widerstreit zwischen Vernunft und christlicher Nächstenliebe und damit ein Stück Lebenswirklichkeit mit ihrer im Grunde zeitlosen Problematik.

Quellen:

Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, Archiv Langenburg – 1. Gem. Archiv Langenburg Bü 185; 2. Kanzlei I Bü 34; 3. Amt Langenburg, ohne Signatur.